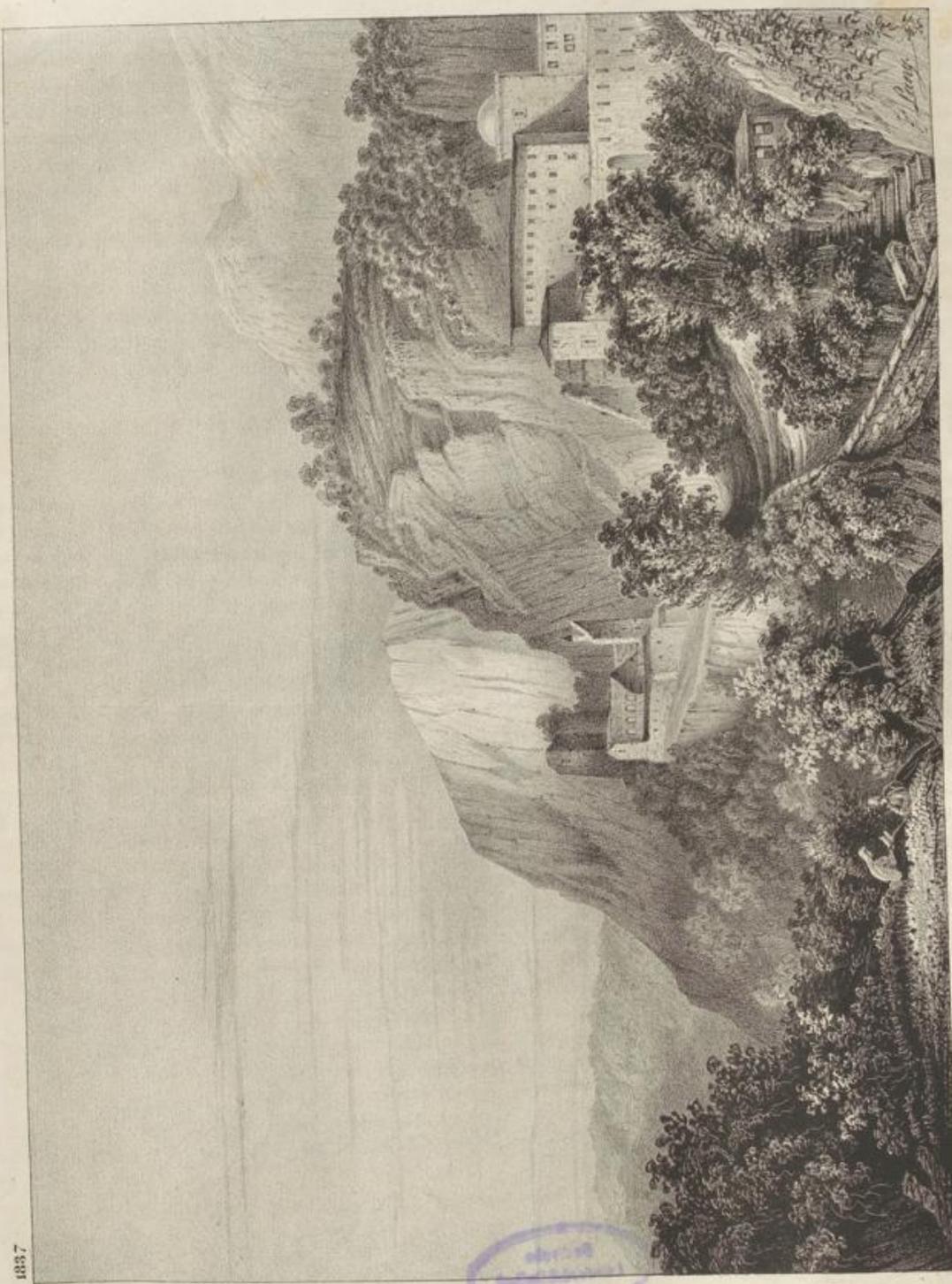


Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

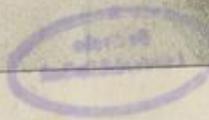
Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832 1837

26 (18.6.1837)



1837

DAS KLOSTER ST. ANTONIO,
auf dem Libanon.



Karlsruher Unterhaltungsblatt.



N.^o 26.

Behnter Jahrgang.

1837.

Das Antoniuskloster auf dem Libanon.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXVI.

Im Norden des heiligen Landes Palästina, an der Gränze von Syrien, ziehen sich zwei gleichlaufende Gebirge hin, von welchen das westliche den Namen Libanon, das östliche den des Antilibanon führt. Die östern über 9000 Fuß hohen Gipfel des erstern sind den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt und die Seitenabhänge derselben von dunkeln Wäldern bekleidet, aus denen die majestätische Ceder ihr riesiges Haupt in die Wolken erhebt.

Die waldumkränzten Höhen und tiefen Schlünde dieses Gebirges waren schon in den ältesten Zeiten der Zufluchtsort Unglücklicher und Verfolgter, welche in dem Geräusche des vielbewegten Lebens keine Ruhe finden konnten. In der Abgeschiedenheit von der Welt, im Schooße der herrlichen Natur, sucht der Kummer und der Schmerz ja so gerne Erleichterung, und je höher man sich über die Wohnungen der Menschen erhebt, desto mehr bleiben die gemeinen und irdischen Empfindungen zurück, und der Geist fühlt in der Nähe der Gottheit seine ursprüngliche Freiheit und seine höhere Bestimmung. So zogen sich in den ersten Jahrhunderten des Christenthums Tausende in die Gebirge zurück, um sich der ruhigen Betrachtung der neuen Lehre zu widmen und die Seelenreinheit und Tugendvollendung zu erstreben, welche sie im Gewähle des Alltagslebens nicht erlangen zu können glaubten. Die Ruhe des erhabenen Wohnortes ging unvermerkt in ihre Seele über; sie fanden Frieden und Freude in den öden

Felsen und in der Heimath der Ungewitter den heitern Siesenhimmel, aus dem sie nur mit Wehmuth und Mitleid auf das Treiben in der Tiefe zurückdachten, wo die Leidenschaften dem Menschen so viel Leid und Jammer bereiteten. Sie blieben und wurden Einsiedler, Busyprediger und Heilige. An den Orten, wo sie sich aufzuhalten pflegten, baute in späteren Zeiten die fromme Einfalt Kapellen, Kirchen und Klöster, und daher kommt es, daß sich zuweilen in den unwirthbarsten Gegenden, auf den höchsten Gebirgen noch jetzt die prächtigsten und größten religiösen Gebäude vorfinden, während eine weit größere Anzahl ihr ehemaliges Vorhandenseyn durch mauerliche Trümmer verkündigt.

Auf die Weise entstand auch nahe am ewig beschneiten Hochrücken des Libanon, in der schauerlichsten Einöde das berühmte Maronitenkloster, welches dem heiligen Antonius geweiht ist. In den Klüften der Felsen, auf denen dieses festungsähnliche Gebäude steht, das einer der besuchtesten Wallfahrtsorte des Orients ist, lebte nemlich der Klausner Antonius im dritten Jahrhundert, einer der gefeiertesten Lehrer und Heiligen der christlichen Urzeit. Die Anzahl der Mönche, die im Kloster wohnen, ist gegenwärtig zwischen achtzig und neunzig; dreißig andere leben in den Felschluchten der Nähe, nach der Weise ihres Meisters, in Kasteiung und Gebet. Die meisten Zellen, die Kirche selbst sind mit unsäglich Mühe in den Felsen gehauen, an welcher Arbeit, der Sage nach 20000 Pilger geholfen haben sollen. Zehn Stunden jedes Tages sind dem Gebete gewidmet. Da die Mönche es stehend verrichten müssen, so trägt jeder zwei Krücken um sich darauf zu stützen und auf diese Weise stehend zu ruhen. In dieser Stellung, die ganze Versammlung im Gebete in unterirdischer Kirche zu erblicken, beim Scheine des Ker-

zenlichtes, unbeweglich wie Marmorstatuen, ist ein höchst feltfamer Anblick.

Bei der weiten Entfernung des Klosters von jedem andern Wohnort der Menschen, müssen die Mönche alle Handwerksarbeiten selbst verrichten, und jeder hat eine gewisse für den ganzen Verein zu besorgen. Der eine ist Schuhmacher, der andere Schneider, der dritte Tischler, der vierte Schlosser u. s. w. Eine Hauptmerkwürdigkeit ist die Druckerei, die älteste des ganzen Moraaenlandes, und zwei Jahrhunderte hindurch die einzige Syriens, welche die Christen dieses Landes mit Religionsbüchern, in der arabisch-syrischen Mundart versorgt. Das Papier erhalten sie von Venedig, die Lettern verfertigen sie in ihrer eigenen Schriftgießerei. Selbst eine Steindruckerei besitzen seit einigen Jahren die industriösen Mönche, womit sie Heiligenbilder hervorbringen, welche im Morgenlande gerne gekauft werden.

Ein anderer nicht minder einträglicher Erwerbszweig der Maroniten, ist das Austreiben der bösen Geister, ein unveräußerliches Erbe vom heiligen Antonius. Selbst die türkischen Behörden fröhnen diesem Aberglauben und schicken jährlich eine Menge Berrückte hieher, welche in der vermeintliche Höhle des Heiligen an den Felsen geschmiedet und täglich sechsmal unter Gebeten und Bannsprüchen der Mönche gegeistelt werden. Diese rohe Kur ist oft von Erfolg. Gewöhnlich kommen die Kranken binnen wenigen Wochen wieder zum Gebrauche ihrer Vernunft und nicht selten heilt sie schon der erste Tag. Wenn aber die Kur mißlingt, dann setzen es die Mönche auf Rechnung der Ungläubigkeit ihrer Patienten.

Nach einer mesianischen Weissagung eines Frommen unserer Zeit soll das neue Heil für unser glaubenschwachtes Jahrhundert in kurzer Frist vom St. Antonius Kloster auf dem Libanon ausgehen. Die Weissagung ist folgende:

Es wird auf dem Berge Libanon der neue Hirte Israels erscheinen, auserkoren zum Herrn in der Stadt Davids. Er wird alsbald durch Zeichen und Wunder sein Wort bekräftigen und sich als den bethätigten, der schon vor 1800 Jahren vom Himmel gekommen ist. Vom Libanon aus wird er auf einem weißen Füllen, dem ein natürlicher Sattel angewachsen ist, herab in Kanaans Thäler den Jordan entlang nach seiner Residenz Jerusalem reiten und sein Reich in Besitz nehmen. Dann wird der Zwispalt der Völker sich auflösen in Frieden; der Herr wird seine Gläubigen um sich sammeln, die Ungetreuen und Ungläubigen aber werden vor ihm zerstäubt werden, wie Spreu vor dem Winde. Dieser Weissagung vertrauend hat bereits eine vornehme Engländerin deren Familien-Namen auch in der Geschichte Kaspar Hausers vorkommt,

seit mehrere Jahren ihr Standquartier unter den Maroniten auf dem Libanon eingenommen, um den ankommenden Messias auf eine Weise zu empfangen, wie es in England bei feierlichen Gelegenheiten fashionable ist. Auch das weisse Ross mit dem natürlichen Sattel, soll bereits unter den Heerden Arabiens gefunden, von der Lady um hohen Preis gekauft und in einem Extra-Stalle des Klosters gehalten und gepflegt werden. Der französische Dichter Lamartine soll auf seiner Reise in den Orient der frommen Miß einen Besuch abgestattet haben und von ihr freundlich empfangen und christlich erbaut worden seyn.

Die indianische Mutter.

(Fortsetzung von Seite 114.)

Ein Unglück für Diejenigen, die seiner Leitung unterworfen waren, war Pater Gomez, ein Missionär dieser Art. Er war Franziskanermönch und wohnte in dem Dorfe San Fernando, ohnweit der Quelle des Drinoco, von wo er seine Gewalt als Präsident über mehrere Missioneniederlassungen, von denen San Fernando die bedeutendste war, ausdehnte. Die Gemüthsart dieses Mannes war von Natur grausam und herrschsüchtig; ungebildet, hatte er keinen Begriff, kein Gefühl von dem wahren Geiste der christlichen Liebe: so waren denn in dieser Beziehung die Wilden, zu denen er gesandt worden war, um sie zu belehren, weniger wild und weniger unwissend, als er.

Unter den Leidenschaften und Lastern dieses Mannes dürfen wir namentlich Stolz und Habgucht aufzählen, und diese beide trieben ihn an, die Zahl seiner Bekehrten, oder vielmehr seiner Sklaven, zu vermehren. Trotz dem weisen und menschlichen Befehle Karls III., welches die Bekehrung der Indianer durch Gewaltsmittel strenge verbot, erfüllte doch Pater Gomez, so wie viele andere seiner Brüder, den Zweck seiner Sendung nur durch Gewaltthätigkeiten. Er ging gewöhnlich mit einem Haufen seiner Leute in die Nähe der noch nicht bekehrten Indianerhorden, leate sich im Hinterhalt und, wenn die Männer abwesend waren, stürzte er sich auf die wehrlosen Weiber und Kinder, band sie mit Stricken und führte sie im Triumphe nach San Fernando. Dann, wenn sie getauft waren, wurden sie Christen genannt, aber waren in der Wirklichkeit doch nur Sklaven. Im Allgemeinen vergingen die Weiber vor Gram und starben, aber die Kinder gewöhnten sich an ihre neue Lebensart, vergaßen ihre Wälder und zollten ihrem christlichen Herrn blinden Gehorsam und so wurden sie mit der Zeit die Unterdrücker ihres eigenen Volkes. Pater Gomez nannte diese Wanderungen oder Streifzüge, *la conquista espiritual!*

Eines Tages zog er, begleitet von zwölf bewaffneten Indianern, auf einen Streifzug dieser Art aus; nachdem sie einige Meilen den Guaviara, der sich in den Drinoco ergießt, hinaufgefahren, bemerkten sie durch eine Oeffnung in dem Walde, nicht weit vom Ufer entfernt, eine indianische Hütte. Es ist der Gebrauch dieser Völker, einsam und abgeschieden von andern, mit ihrer Familie zu leben, und so stark ist ihre Leidenschaft für die Einsamkeit, daß sie, wenn auch in Dörfern zusammenlebend, sich eine kleine Hütte, in einiger Entfernung von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte erbauen, um in derselben zu gewissen Jahreszeiten Tage und Wochen abgeschieden von Andern zuzubringen. Die Hütte, von der ich spreche, war eine von diesen einsamen Niederlassungen. Sie war mit besonderer Sorgfalt erbaut, mit Palmbältern bedeckt und lag im Schatten von Kokos- und Lorbeerbäumen; sie stand allein in der Wildnis, umgeben von dem üppigen Pflanzenreiche des Südens und gleich dem Wohnorte einfachen und ruhigen Glückes. In dieser Hütte war ein junges indianisches Weib, die ich nach ihrem Stamme Guahiba nennen will, damit beschäftigt, Kuchen aus Kaffawurzeln zu machen, womit sie ihren Gatten, der in einiger Entfernung im Flusse fischte, bei seiner Rückkehr empfangen wollte; ihr ältestes Kind, fünf bis sechs Jahre alt, half ihr und von Zeit zu Zeit wandten sich die Augen der Mutter, strahlend vor Freude, auf zwei kleine Wesen, die auf dem Rasen vor der Hüttenthüre spielten.

Das einfache Mahl war beinahe bereitet und das indianische Weib sah ungeduldig hinaus nach dem Ufer des Flusses, ob sie ihren Gatten noch nicht gewahre. Aber ihr dunkles Auge wurde starr vor Schrecken, als sie statt des geliebten Gatten, die Begleiter des Pater Gomez gewahrte, die durch das Dickicht auf die Hütte zu schlichen. Augenblicklich die Gefahr erkennend (denn die Natur und der Beweggrund dieser Streifzüge waren der Schrecken des ganzen Landes) stieß sie einen Schrei aus, riß die beiden Kleinen empor in ihre Arme und, dem ältesten zureufend, ihr zu folgen, stürzte sie aus der Hütte dem Walde zu.

(Siehe die Abbildung.)

Da sie einen bedeutenden Vorsprung vor ihren Verfolgern hatte, so würde sie zweifelsohne ihnen entronnen seyn und sich in die Schluchten der Gebirge haben verbergen können, wenn ihre theure Last ihre Flucht nicht gehemmt hätte, aber auf diese Weise beladen, wurde sie nur zu schnell erreicht. Ihr ältestes Kind entkam, um dem unglücklichen Vater die Botschaft seines Verlustes zu bringen, und seitdem sind weder Vater noch Kind je wieder gesehen worden.

Mittlerweile ergrieffen die Indianer Guahiba, banden

sie und schleiften sie mit ihren Kindern dem Flusse zu, wo Pater Gomez, in dem Kahne sitzend, den Ausgang der Sache erwartete. Bei dem Anblicke der drei Gefangenen glänzten seine Augen mit dem Ausdrucke eines grausamen Triumphes; er dankte seinem Schutzpatron, daß jetzt seine Gemeinde wieder drei Seelen mehr besitze, und dann, nicht achtend die Thränen der Mutter und das Geschrei der Kinder, befahl er seinen Begleitern, mit aller Eile nach San Fernando zurückzurudern.

Dort wurden Guahiba und ihre Kinder zweien Indianern zur Bewachung übergeben; man gab ihr Speise, die sie zuerst zurückwies, aber später, nachdem sie sich besonnen zu haben schien, annahm. Ein junges indianisches Mädchen, eine bekehrte Gefangene ihres Stammes, wurde dann zu ihr gesandt, um ihr begreiflich zu machen, daß sie und ihre Kinder den Rest ihres Lebens in diesem Dorfe zubringen müßten, um nach ihrem Tode den Himmel erlangen zu können. Guahiba hörte ihr zu, aber begriff nichts von dem, was ihr gesagt wurde, auch konnte man ihr nicht zu Genüge erklären, warum sie von ihrem Gatten und Heerde gerissen, und warum sie, gegen ihren Willen, den Rest ihres Lebens unter einem fremden Volke zubringen müsse. Während der ersten Nacht blieb sie ruhig und bewachte ihre schlummernden Kinder; aber als der Morgen tagte, da nahm sie beide in ihre Arme und floh in die Wälder. Man erreichte sie jedoch bald und brachte sie zurück: aber kaum hatten die Wächter den Rücken gewandt, da nahm sie wieder ihre Kinder auf und floh abermals. Bei jedem neuen Versuche zu entfliehen, wurde sie mit mehr Strenge bestraft; man gab ihr keine Nahrung mehr und schlug sie wiederholt. Umsonst! — wahrscheinlich begriff sie nicht einmal, weshalb man sie also mißhandelte; ein Gedanke allein schien ihre Seele zu erfüllen und ihre Bewegungen zu lenken, nämlich die Begierde zu entfliehen. Wenn ihre Unterdrücker nur für einen einzigen Augenblick ihre Augen auf einen andern Gegenstand richteten, dann konnte man sicher seyn, daß sie mit ihrer theuren Bürde den Wäldern zu lief. Pater Gomez wurde endlich ungeduldig über das, was er ihre „blinde Hartnäckigkeit“ nannte; und da ihm die Trennung der Mutter von den Kindern das einzige Mittel schien, um diese drei Seelen dauernd zu besigen, beschloß er, die Mutter nach einer entfernteren Missionsniederlassung zu senden, von wo aus sie weder den Weg zu ihnen noch nach ihrer Heimath würde zurück finden könnten.

Die arme Guahiba wurde also, mit gebundenen Händen, in den Hintertheil des Kahns gelegt und Pater Gomez setzte sich selbst ans Steueruder.

Die wenigen Reisenden, welche diese Länder besucht haben, stimmen alle in der Beschreibung eines Natur-

ereignisses überein, dessen Ursache noch immer den Naturforschern ein Geheimniß ist und welches diesen einsamen Schluchten und ihren eigenthümlichen unentweiheten Schatzen einen unbeschreiblich traurigen Anblick gibt. Die Granitfelsen, die sich an dem Ufer des Flusses hinziehen und sich weit in die angrenzenden Wälder ausdehnen, sind seltsam und phantastisch gestaltet und bedeckt mit einer schwarzen Rinde, die auffallend gegen den schneeweißen Schaum der Wellen absteicht, die sich an ihrem Fuße brechen. Zwischen diesen Felsen, so hoch und so steil, daß ein Landungsplatz nur selten sich zeigte, glitt der Kahn des Vaters Gomez langsam dahin, obschon acht starke Indianer ihn gegen den Strom ruderten.

Die unglückliche Guahiba saß Anfangs regungslos und schien dem Gewichte ihres Schicksals zu unterliegen, obschon sie nicht begreifen konnte, was man mit ihr vorhatte; aber nach Verlauf einiger Zeit sah sie nach der Sonne und dann nach dem Strome, und als sie aus dem Stande der einen und aus dem Laufe des andern bemerkte, daß jeder Ruderschlag sie weiter und weiter von ihren geliebten und hilflosen Kindern, von ihrem Gatten und ihrer Heimath entfernte, da nahmen ihre Züge den Ausdruck der Verzweiflung an. In ihrer gegenwärtigen Lage hatten ihre Wächter nicht an die Möglichkeit der Flucht gedacht und nur lose die Bände geschlungen, die ihre Hände zusammenhielten. Schweigend, ohne Klage saß sie im Kahn, nur dann und wann prüfend ihre Blicke nach den Felsen des Ufers richtend: plötzlich springt sie auf, reißt ihre Hände aus den Bänden, stürzt sich über Bord und taucht unter, aber nach einem Augenblicke erscheint sie wieder auf der Oberfläche des Flusses und schwimmt ans Ufer. Die reißende Strömung führte sie schnell an den Fuß eines Granitfelsens, der sich in den Fluß erstreckte; mit furchtloser Schnelle erklettert sie denselben, hält einen Augenblick auf der höchsten Spitze, um einen Blick auf ihren Tyrannen zu werfen und verschwindet dann in den Wäldern.

Vater Gomez saß wie vom Donner gerührt und unfähig ein Wort zu äußern, als er sein Schlachtopfer so unerwartet seinen Händen entronnen sah; endlich, sich fassend, befaht er seinen Indianern, den Kahn ans Ufer zu rudern, die Entflohenen zu verfolgen und sie todt oder lebendig zurückzubringen.

Indessen setzte Guahiba ihre Flucht durch die dicht verwachsene Wildniß fort; aber bald erschöpft und athemlos, durch die Hestigkeit ihrer Anstrengungen, sank sie nieder an einem gewaltigen Lorbeerbaume, wo sie sich in dem hohen, dichten Grase zu verbergen suchte. Dort, zit-

ternd, den Athem an sich haltend, hörte sie die Stimmen ihrer Verfolger sich nahen, entfernen und wieder nahen und wieder entfernen; und sie würde unentdeckt geblieben seyn, wenn nicht ein Bluthund, den die Indianer bei sich führten, ihre Spur gefunden. In dem Augenblicke als sie das geflüchtete Thier den Weg durch das dichte Gras bahnen hörte, fühlte sie, daß sie verloren sey. Die Indianer kamen und ergrieffen sie. Guahiba versuchte keinen fruchtlosen Widerstand, sondern ließ sich in dumpfem Schweigen fortschleppen.

Als der unbarmherzige Priester sie erblickte, beschloß er sie so zu bestrafen, daß auf immer das Andenken an ihre Kinder verschwinden und sie keinen Versuch mehr zur Flucht machen würde. Er befaht, daß man sie auf den Felsen, an dessen Fuße sie gelandet und auf dessen Spitze sie höhrend gestanden, auf den Felsen, der seit dem der Felsen der Mutter genannt wird, niederlegen und auspeitschen sollte, bis ihre Sinne verschwänden; dann wurde sie mit mehr Vorsicht gebunden, in den Kahn gelegt und nach Tavita, einer Missionsniederlassung weiter den Fluß hinauf, geführt.

Die Sonne ging schon unter als sie jenes Dorf erreichten und die Bewohner desselben waren im Begriff sich zur Ruhe niederzulegen. Guahiba wurde für diese Nacht in ein großes Gebäude gebracht, wo sie von einigen Indianern von Tavita bewacht werden sollte, die sich während der Wache ablösen mußten, damit sie keinen Augenblick ohne wachsame Hüter blieb. Vater Gomez legte sich zur Ruhe und schmeichelte sich, daß er endlich seine Gefangene zur Unterwerfung gezwungen habe; aber wie wenig kannte er das Herz einer liebenden Mutter! Er hielt für Ergebung, was die Ruhe eines gefasteten Entschlusses war; nur ein Gefühl besetzte der Mutter Herz: ihre Kinder — ihre Kinder — und immer nur ihre Kinder!

Unter den Indianern, die bestimmt waren sie zu bewachen, befand sich ein Jüngling, der, als er bemerkte wie grausam ihr Körper von den Striemen der Peitsche entstellt worden war und wie groß der Schmerz seyn mußte, den sie von dem barbarischen Zuschauern der Stricke erlitt, einen Ruf des Mitleids ausstieß in ihrer Muttersprache. Schnell diesen Moment ergreifend, flüsterte sie ihm die Worte zu:

„Guahibo! Du sprichst meine Sprache, und bist also mein Bruder. Sohn meines Volkes, willst du mich umkommen sehen, ohne Erbarmen? Ach! zerschneide die Bände, die wir in's Fleisch gehen! Der Schmerz macht mich ohnmächtig; ich sterbe!“

(Der Beschluß folgt.)

